

Gutes Deutsch

1 Einleitung

Gutes Deutsch – es scheint nicht eben zu den Zielen der sogenannten publizistischen Sprachkritik zu zählen. Was auch immer die Sprachglossen verschiedenster Machart und Zielsetzung wollen, die gelegentlich den Feuilletonseiten der Presse beigemischt werden, „gutes Deutsch“ gehört anscheinend nicht dazu. Die Glossographen befassen sich am liebsten mit einzelnen Wörtern und Wendungen, meist solchen neuesten Datums, und zwar im engsten Sinne kritisch, das heißt tadelnd. Dahinter mag implizit sehr wohl eine individuelle Vorstellung von „gutem Deutsch“ stehen. Aber ausdrücklich befasst sich der Sprachjournalismus mit den größeren und den ganz großen Fragen der Sprachverwendung gewöhnlich nicht. Er scheint keine über den bekrittelten Einzelfall hinausgehenden Optimierungsvorstellungen zu verfolgen. Die Frage, ob die eigene Zeitung eigentlich „gutes Deutsch“ schreibe, brächte die Glossographen wahrscheinlich in arge Verlegenheit. Und so naiv zu erwarten, dass allein schon die Vermeidung der getadelten Wörter und Wendungen gutes Deutsch ergeben würde, wird ein Journalist kaum sein.

Vielleicht aber ist es gar kein Zufall, dass von dieser Spielart der Sprachkritik keine Auskunft über „gutes Deutsch“ zu erwarten ist? Vielleicht gehört „gutes Deutsch“ ja in den Bereich subjektiven Empfindens, das sich intersubjektiv überhaupt nicht verhandeln lässt? Vielleicht gibt es ein objektiv gutes Deutsch gar nicht, und die Presse kann also auch keine Propaganda dafür machen?

Von der Sprachwissenschaft jedenfalls hat die öffentliche Sprachkritik keinerlei Ermutigung erfahren. Im Gegenteil. Beide haben sich weitgehend ignoriert, und wo sie es nicht getan haben, ist seit über einem halben Jahrhundert – seit der Kontroverse über den „unmenschlichen Akkusativ“ zwischen Dolf Sternberger auf der einen, Herbert Kolb und Peter von Polenz auf der anderen Seite – eine bald schwelende, bald hell aufflackernde Fehde zwischen ihnen im Gange. Desinteresse und Abneigung entspringen in diesem Fall nicht allein der allgemeinen Geringschätzung des Experten für den Laien. Zwar ist vieles, was sich im Journalismus als Sprachkritik gebärdet, tatsächlich von auffälliger linguistischer Ahnungslosigkeit, aber die Geringschätzung wäre wahrscheinlich kaum milder, hätten sich die Sprachjournalisten mit linguistisch stichhaltigeren Begründungen versehen.

Aus der Sicht dieser Linguisten nämlich ist die journalistische Sprachkritik schon im Ansatz verfehlt. Allein der Begriff *Sprachkritik* sei eine Anmaßung. Die Sprache selbst würde nie kritisiert. Allenfalls handele es sich um Sprachgebrauchskritik und in der Regel lediglich um Wortgebrauchskritik. Die Übung kratze also immer nur an der äußerlichsten Oberfläche der Sprache. Die Journalisten bekritteln irgendeinen Sprachgebrauch, der sich nicht mit ihrem „Sprachgefühl“ verträgt, meist einfach darum, weil er neu ist oder ihnen jedenfalls erst jetzt aufgefallen. Sie kritisierten ohne System und ohne Kriterien, spontan, ad hoc, mal so, mal so. Im einen Absatz erklärten sie einen neuen Anglizismus für eine Zumutung, im nächsten jammerten sie über die nationalistische Engstirnigkeit der deutschen Sprache. Sie hätten keine Maßstäbe, und das sei nicht verwunderlich, denn objektive gebe es auch gar nicht. Also versuchten sie, ihre privaten sprachlichen Vorlieben zur allgemeinen Norm zu erheben. Ihr besserwisserischer Eifer sei nicht einmal harmlos, denn er diene einem reaktionären Zweck: der Diskriminierung der Unterschichten durch die Denunziation ihres Sprachgebrauchs. Das „gute Deutsch“, das ihr „Sprachgefühl“ leite und in dessen Namen sie mäkelten, sei nichts anderes als ihre eigene bildungsbürgerliche Schichtensprache, die sie zur allgemeinen Norm erheben, um das Proletariat mit seinem lebendigen eigenen Soziolekt niederzuhalten. Jede Art von Sprachgebrauch sei auf seine Weise gut. Im Übrigen brauche die Sprache beckmesserische Aufpasser gar nicht. Sie reguliere sich von ganz allein. Man lasse sie in Ruhe. Die einzig richtige Haltung zum Sprachgebrauch sei die des Wissenschaftlers. Er beschreibt, er bewertet nicht.

Daran ist sicher manches Wahre. Wahr ist auch der zusätzliche Vorwurf, der ganze sprachkritische Furor verpuffe wirkungslos: Hundert Jahre „Wer brauchen ohne zu gebraucht...“, fünfzig Jahre die Belehrung, dass das *vor-* in *vorprogrammieren* redundant oder ein *Flair* etwas anderes sei als ein *Air* – und immer noch kehren sich die Leute nicht darum. Nur sonderbar, die antisprachkritische Attitüde der Linguistik ist in der Öffentlichkeit mindestens ebenso wirkungslos verpufft. Der Laie will einfach nicht begreifen, dass man den Sprachgebrauch nicht bewerten darf. Alles darf man bewerten, soll man sogar bewerten, und zwar auch ohne Fachkenntnisse und möglichst kritisch – eine Kaffeemaschine, ein Fußballspiel, eine Parlamentsdebatte –, und ausgerechnet eine Sprachäußerung nicht? Oder jedenfalls nur ihren Inhalt, aber nicht dessen Sprachgestalt? Im Journalismus gehört das Bewerten zum Beruf – und sein eigenes sprachliches Handwerkszeug sollte der Journalist aussparen? Nicht einmal in der Pädagogik hat die Bewertungsphobie Fuß gefasst – oder vielmehr gerade in der Pädagogik nicht,

denn in letzter Konsequenz machte die Wertabstinenz jeden Sprachunterricht, den mutter- wie den fremdsprachlichen, unnötig und unmöglich. Sprachkritik gibt es in den Medien nicht, weil dort einige Schulmeistergemüter ungefragt ihre persönlichen Steckenpferde reiten, sondern weil ein öffentliches Bedürfnis danach besteht, und zwar genau nach den linguistisch naiven Fragen und Antworten, mit denen sich die Sprachjournalisten für gewöhnlich befassen. Die Linguistik täte gut daran, sich nicht darüber zu mokieren, sondern die öffentliche und wertende Diskussion des Sprachgebrauchs als ein Symptom der vielbeschworenen Selbstregulierung zu akzeptieren.

Es ist schon seltsam. Im immer intensiveren Kontakt mit anderen Sprachen – im Zuge einer Art sprachlicher Globalisierung – und getrieben, gehetzt von omnipräsenten und mit elektronischer Geschwindigkeit operierenden Medien macht die deutsche Sprache, und nicht nur sie, zurzeit den größten und schnellsten Veränderungsschub ihrer Geschichte durch. In noch einmal fünfunddreißig Jahren wird das Deutsch vor 1970, als dieser Schub einsetzte, genauso fern und fremd wirken, wie den Heutigen das der Lutherzeit erscheint. Auf Schritt und Tritt sieht sich der Einzelne mit sprachlichen Äußerungen konfrontiert, die in kein gelerntes Schema richtigen Sprachgebrauchs passen. Er ist verunsichert. Sagt man heute wirklich: *Bei dem Geldinstitut werden Money Girokonten problemlos administriert?* Oder: *Die Software personalisiert den intelligenten Agenten mit einem Gesicht?* Oder: *Der Exzellenzcluster untersucht die Auswirkungen der Einbettung der Akteure in netzwerkartige relationale Strukturen auf Prozesse sozialer Exklusion?* Oder: *Die kurzfristig extrem krasse Gemengelage setzt sich im Tageschart weiter fort?* Muss man es gar so sagen? Kann man es nur so sagen? Ist es gut gesagt? Wäre es nicht besser, es so zu sagen, dass auch weniger gutwillige Leser es auf Anhieb verstehen?

Was der Laie, wie naiverweise auch immer, sein Sprachgefühl nennt, lässt ihn im Stich. Und die Experten? Jeder ordentliche Klimaforscher wird betonen, dass er nicht für oder gegen irgendein Klima zu agitieren hat. Als Wissenschaftler hat er vor allem objektive Tatsachen zu ermitteln, aber ebenfalls die längerfristigen Auswirkungen laufender Entwicklungen zu errechnen und zu bedenken. Und er kompromittiert sich nicht, wenn er als Staatsbürger, als Erdbewohner aus dem bewertungsfreien Raum der Wissenschaft heraustritt und aus den vorläufigen Wahrheiten seines objektiven Wissens, mit denen er immerhin besser vertraut ist als andere, seine eigenen Schlüsse zieht und in die öffentliche Diskussion einbringt. Er darf sogar ein persönliches Interesse an einem zuträglichen Klima haben.

Das Beispiel ist gar nicht weit hergeholt. Die offensichtlichste Veränderung, die sich im aktuellen deutschen Sprachgebrauch vollzieht, ist der Einstrom von Internationalismen und Anglizismen, und logischerweise ist er es, der den Bürger am meisten irritiert, im Positiven wie im Negativen, und die meiste öffentliche Sprachkritik auf sich zieht. Ohne ihre Wissenschaftlichkeit preiszugeben, könnten Linguisten Umfang und Ursachen dieser Entwicklung erforschen, sie unter verschiedenen Annahmen in die Zukunft projizieren und sich fragen, was das für die Qualität der Sprache als Kommunikationsvehikel und für die Tradierung der Schriftkultur bedeutet. Wenn der eine oder andere dabei erkennen ließe, dass ihn mehr mit seinem Forschungsgegenstand verbindet als unpersönliches Forscherinteresse, untergrübe er seine wissenschaftliche Glaubwürdigkeit keineswegs. Nahezu unisono aber schweigen sie oder wiegeln ab: Alles schon einmal da gewesen, alles halb so schlimm, und wenn schon! Es kommt, wie es kommt, und das ist gut so.

2 Auf eigene Faust

Die Sprachkritik also verrät einem nicht, was gutes Deutsch ist. Die Linguistik scheint schon die Vorstellung, ein Deutsch (ein Sprachgebrauch) könnte besser sein als das andere, albern zu finden. Ich selber aber komme ohne einen Begriff von „gutem Deutsch“ nicht aus, beim Übersetzen und Redigieren fremder Texte noch weniger als beim Selbstschreiben. Solange ich für mich selber schreibe, kann ich gutes Deutsch für eine subjektive Chimäre halten und es mir egal sein lassen, ob jemand mein Deutsch gut findet. Aber wenn ich für ein Publikum schreibe, in dem allem Anschein nach eine Vorstellung von gutem Deutsch lebendig ist und das dieses auch von mir erwartet, hat solche Unbesorgtheit ein Ende. Wenn ich gar einen Autor übersetze, der in seiner Sprachheimat dafür berühmt ist, ein virtuoseres Englisch zu schreiben, kann ich ihm nicht antun, was eine deutsche Leserschaft für schlechtes Deutsch hielt. Ich hätte ihn dann schlicht falsch übersetzt.

Es hilft darum nichts, ich muss auf eigene Faust zu bestimmen versuchen, was ich für gutes Deutsch halte und woran ich es zu erkennen glaube. Es fiel mir auch gar nicht schwer, eine Reihe von ganz und gar nicht originellen positiven Regeln – zumeist stilistischer Art – für gutes Deutsch zusammenzustellen, etwa: Geh sparsam mit Wörtern um, die vielen deiner Leser nicht bekannt sein werden. Weiche nur dann von der amtlichen Rechtschreibung ab, wenn du weißt, was sie verlangt. Sei deutlich. Verklausuliere deine Gedanken nicht mehr als unbedingt nötig. Lass deine Sätze weder zu kurz noch zu lang geraten – am besten

ist ein Wechsel von mäßig langen und mäßig kurzen Sätzen. Vermeide Nominalstil. Vermeide unbeabsichtigte Wortwiederholungen. Vermeide Genitivketten. Lade den Schultern eines schwächlichen Verbs nicht zu viele Nomina auf. Lies dir alles Geschriebene noch einmal durch, ehe du es in die Öffentlichkeit entlässt, am besten aus einigen Tagen oder Wochen Abstand, wenn es dir fremd geworden ist und du es selber liest wie ein Fremder ... Zwar bin ich sicher, mit derlei Desiderata nicht allein zu sein. Ich glaube sogar, dass sich eines Tages allgemeine wahrnehmungspsychologische oder gar neurophysiologische Gründe dafür finden lassen. Trotzdem bin ich mir über die Subjektivität solcher Wünsche im Klaren. Sie lassen sich nicht objektiv beweisen. Meinem Nachbarn gefallen vielleicht gerade Sätze wie *Dazu gehört die Bestellung des Generalsekretärs des Rates und Hohen Vertreters für die Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik wie auch die Errichtung eines Instruments zur frühzeitigen Krisenerkennung der ihm unterstellten Strategieplanungs- und Frühwarninheit*. Findet der Nachbar solche Formulierungen gut, könnte ich ihm nur entgegenhalten: Ich aber nicht. Bei dem nächstbesten schlagenden Gegenbeispiel würde ich jeden meiner Ratschläge fallen lassen. Also muss ich allgemeiner ansetzen.

Der Arzt konnte mir leider nicht viel helfen. Weil er meinte schlafmittel währ nicht grad das optimalste und ich selber solche teile nicht nehmen würde. Ich bin nicht so der medikamenten freak, wenn ich irgendwas hab trink ich wasser, VIEL wasser und denn sind kopfschmerzen, übelkeit, alle schmerzen irgendwoe weg.

Obwohl das Gehäuse aus Hartplastik besteht gibt sie einem das gefühl einen hochwertigen Kamara in der Hand zu haben, leider war das schon mit Pro. Negativ: was mir sehr negativ aufgefallen ist das es für eine 7,1 mpixel Kamara schlechte Fotos (verschwommene, unscharfe, dunkle bereiche weil Blitz nicht ausreichend ist! aufnimmt. (die Kompression nach der aufnahme ist sehr stark das dadurch JPEG-Artefakten entstehen) Außen Hui – innen P...

Er muss wohl auch seine Trennung verarbeiten. Sich nach knapp 15 Jahre (seine erste Liebe, er ist 33) zu trennen das macht nicht eben so wie Kaugummipapier wegwerfen. Bei uns ist es so ähnlich wie Bruder und Schwester, wie nur super gute Freunde. Die ironische Seite in mir fragt Was ist Sex? Wir schlafen auch nicht mehr miteinander. Es ist nicht so das ich das nicht will. Habe ihn darauf angesprochen, er erklärte mir, das er gar keine Lust auf Sex verspürt (was wohl nichts mit mir zu tun haben soll). So gesehen verstehen wir uns sehr gut.

Dies, beliebig aus dem Internet zitiert, halte ich für schlechtes Deutsch. Es ist auf eine elementare Weise schlecht. Redigierte man diesen privaten und so gut wie anonymen, aber immerhin für die Öffentlichkeit bestimmten Äußerungen alles weg, was die Leute am ehesten für schlechtes Deutsch halten, die Schreibfehler nach alter wie nach neuer Orthographie, die Anglizismen, die Vulgarismen, so würde es kaum besser. Fehlervermeidung auf der Wortebene – das implizite Ziel der öffentli-

chen Sprachkritik – ergibt noch kein gutes Deutsch. Helfen würde allenfalls eine völlige Neukonstruktion der Sätze. Diese aber wäre erst möglich, wenn erst einmal die Gedanken gerade gerückt würden. Ich zitiere die Beispiele hier einzig, um den Maßstab zu bestimmen. Es geht bei meiner persönlichen Vorstellung von „gutem Deutsch“ überhaupt nicht um die Eleganz des Ausdrucks. Gutes Deutsch ist so wenig identisch mit schönem Deutsch, wie falsches Deutsch identisch mit schlechtem ist. Unter bestimmten Umständen finde ich auch falsches und unschönes Deutsch gut. Ich meine auch nicht, dass gutes Deutsch gehobene Gedanken benötigt oder nach sich zieht. Meine Ansprüche sind nicht hoch. Aber sie sind so, dass mich jenes schlechte Internet-Deutsch nicht kaltlässt. Es missbraucht die Sprache, indem es ihre expressiven und kommunikativen Möglichkeiten unterschreitet. Es ist Ausdruck einer gesellschaftlichen Kommunikationsstörung. Es ist eine Volkskrankheit. Man sollte es, finde ich, nicht achselzuckend auf sich beruhen lassen. Was also wäre gutes Deutsch?

3 gut = richtig + angemessen + elaboriert

Gutes Deutsch ist zunächst richtiges Deutsch. Auf den ersten Blick scheine ich damit nur aus einem Subjektivismus in den anderen zu verfallen, denn absolute objektive Maßstäbe für die Richtigkeit eines Sprachgebrauchs gibt es ja nicht. Nur für die Rechtschreibung gibt es eine staatlich kontrollierte Norm, und streng genommen gilt sie nur für Schulen und Behörden. Im Übrigen ist die Sprache frei, hat kein himmlisches oder staatliches Gesetzbuch sie festgelegt. Richtig ist, was jemand für richtig hält.

Aber so hoffnungslos stehen die Dinge nicht, denn nicht jeder hält etwas anderes für richtig. Die Regeln der Sprache beruhen auf keinem himmlischen oder irdischen Dekret, aber auf einem generationenübergreifenden Konsens der Allgemeinheit. Grammatiken und Wörterbücher sind induktiv entstanden. Sie wurden sozusagen dem Sprachvolk abgelascht. Keine Sprachgemeinschaft kommt ohne das aus, was ich einmal, ziemlich unelegant, eine „Folie sprachlicher Richtigkeit“ genannt habe. Kein Mensch lernt seine erste Sprache aus Grammatiken und Wörterbüchern und orthographischen Leitlinien. Das Kind lernt sie, indem es analysiert, was es an Sprachäußerungen zu hören bekommt, Hypothesen daraus ableitet, sie anhand weiterer Äußerungen überprüft und bei der eigenen Sprachproduktion testet und immer weiter ausdifferenziert. Es geschieht dies ohne äußeren Druck und ohne Anstrengung; ohne es zu merken, wie von allein lernt es noch vor der Schulzeit ein so immenses Regelwerk, dass Generationen von Lexi-

kographien und Grammatikern es nicht vollständig beschrieben haben. Dieses verinnerlicht es, und fortan bildet es seine Referenzebene, seine „Folie sprachlicher Richtigkeit“. Was dagegen verstößt, kommt ihm falsch vor. Eine Sprache lässt sich nur dort tradieren, wo ein allgemeiner Konsens über die Inhalte dieses Regelwerks besteht und es weithin in Gebrauch ist. In jenen wenigen Zonen, wo das Kind Widersprüchliches hört und später liest, bleibt es unsicher. Die aus der Inkonsistenz des gehörten Sprachgebrauchs entspringende Unsicherheit ist nicht produktiv oder kreativ, sondern lähmend. Bekäme das Kind nur Widersprüchliches oder ganz Regelloses zu hören, so lernte es gar keine Sprache. Die Folie sprachlicher Richtigkeit ist sowohl die Voraussetzung als auch das Ergebnis jedes Spracherwerbs; sie zeugt sich selbst fort. So einfach ist das also: „Richtiges Deutsch“ ist schlicht das, das in den Grammatiken festgeschrieben ist, bei dem die Wörter ihre Wörterbuchbedeutungen tragen und dem amtlichen orthographischen Regelbuch entsprechend geschrieben werden. Die Zweifelsfälle sind in der Regel ausdrücklich ausgewiesen: „Obwohl *trotzdem* auch in guter Literatur häufig als unterordnende Konjunktion verwendet wird, gilt dieser Gebrauch doch noch weithin als umgangssprachlich“ – so autoritär, so „normativ“ verfährt die Dudenredaktion heute. Die verinnerlichte Folie sprachlicher Richtigkeit vergewaltigt den Menschen nicht, sie konstituiert ihn. Die Freiheit, von ihr abzuweichen, hat erst, wer sie sich angeeignet hat.

Ein zweites Kennzeichen von gutem Deutsch ist seine Angemessenheit. Angemessenes Deutsch ist relativ. Was in der einen Situation angemessen ist, ist in der anderen unangemessen. Im türkischen Gemüseladen redet man natürlich nicht wie in der Anwaltskanzlei. Der Begriff der Angemessenheit ist aber nicht so leer, wie er auf den ersten Blick aussieht. Er entzieht das „gute Deutsch“ dem vagen Bereich sprachästhetischer Vorurteile und privaten Dafürhaltens. Zwar gibt es auch für „angemessenes Deutsch“ keinen absoluten objektiven Maßstab. Aber es ist auch keine bloße Geschmackssache. Es lässt sich rational und plausibel begründen, warum der eine Sprachgebrauch angemessener ist als der andere.

Die wichtigste Voraussetzung für angemessenes Deutsch – und gleichzeitig sein wichtigstes Merkmal, an dem es sich erkennen lässt – ist, was ich kurzerhand „Sprachbewusstsein“ nennen möchte. Ich meine damit nicht das „Sprachgefühl“ des Feuilletons, das die Linguistik belächelt, sondern nichts anderes als die kontrollierte Verwendung von Sprache, die Einschaltung einer bewussten Prüfinstanz zwischen Denken und Sprechen. Diese Instanz weiß, dass sich jeder Gedanke auf vielerlei Art ausdrücken lässt, sie ist sich der Sprache als Werkzeug be-

wusst, und zwar als außerordentlich modulationsfähiges Werkzeug, und verwendet dieses Wissen, um die eigenen Gedanken, die im Gehirn als sprachlose Bedeutungswolken aufkommen, im Zuge ihrer sprachlichen Verfestigung möglichst genau kenntlich zu machen. Das Gegenteil des bewussten Sprechens ist die automatische Sprachverwendung: wenn man nicht Herr seines Sprechens ist, sondern „es“ aus einem spricht. Das Geplapper. Zwar führt allein Sprachbewusstsein nicht zu gutem Deutsch. Ein hypertrophes Sprachbewusstsein verhin- derte im Alltag den angemessenen Ausdruck geradezu, wie ein Fortbe- wegungsbewusstsein den Tausendfüßler an jeder Bewegung hindern würde; es führt bestenfalls zu belletristischen Extremformen wie *Finne- gans Wake* oder *Zettels Traum*, einer Privatsprache jenseits von Gut und Schlecht, von Angemessen oder Unangemessen. Aber wenn Sprachbe- wusstsein ein angemessenes Deutsch nicht garantiert, so ist es doch der Schlüssel dazu. Ohne Sprachbewusstsein kann man sein Deutsch nicht flexibel den verschiedensten Sprechsituationen anpassen.

Wenn allein Richtigkeit und Angemessenheit die Kennzeichen von gutem Deutsch wären, so wäre das Deutsch von BILD genau so gut wie das der ZEIT. Aber es gibt doch Unterschiede? Allerdings. Also braucht man ein drittes Merkmal, und es liegt auf der Hand: Der Code von BILD ist „restringierter“ als der der ZEIT. Die Sätze der Boulevard- presse sind kürzer und einfacher gebaut als die der sogenannten Quali- tätspresse, ihre Begriffe sind schlichter, die Wörter dafür die geläufige- ren, sie greift öfter zu den gängigsten Formeln, lässt dem individuali- sierten Ausdruck weniger Raum. Wenn das richtige und angemessene Boulevarddeutsch gut ist – dann ist das „elaborierte“ Mediendeutsch besser und das Deutsch seriöser Belletristik noch besser.

Auch die Elaboriertheit ist ein relatives Kriterium. Der Sprachge- brauch ist unbegrenzt elaborierbar, und zu viel Elaborierung wäre den meisten Situationen unangemessen. Niemandem stehen alle sprachli- chen Mittel zur Verfügung, die seine Sprache bietet, auch dem Sprach- gewandtesten nicht. Der aktive Wortschatz eines Menschen ist immer nur ein kleiner Ausschnitt aus seinem passiven, und dieser ist nur ein kleiner Teil des Gesamtlexikons seiner Sprache, das in seinen Außenbe- zirken unbestimmbar groß ist, potenziell so groß wie die Zahl der un- terscheidbaren Dinge und Vorgänge der Welt. Bekanntlich wird eine unbegrenzte Zahl von Sätzen von einer begrenzten Zahl syntaktischer Regeln generiert, aber auch diese begrenzte Zahl ist hoch und steht im- mer nur teilweise zu Gebot. Elaboriertes, dem individuellen Denken optimal angepasstes Deutsch zu sprechen heißt: das richtige, das tref- fendste Wort zu kennen und in der richtigen Millisekunde in den ent- stehenden Satz einzufügen zu können, die wörtlichen von den übertrage-

nen Bedeutungen der Wörter zu unterscheiden, sich der historischen und sozialen Dimensionen der Worte und der Satzmuster bewusst zu sein, viele Tonfälle zu beherrschen, die Gebrauchsspuren an Begriffen und den Wörtern dafür zu erkennen und zu berücksichtigen – und auf dieser ganzen Klaviatur so souverän zu spielen, wie es einem gerade gegeben ist.

Wer Sprachbewusstsein besitzt, weiß, dass die Umschreibung mit *würde* nicht die einzige Art ist, den Konjunktiv auszudrücken. Er weiß, wann der Genitiv und wann dessen Umschreibung mit *von* angemessen ist. Er weiß, dass nach den Konjunktionen *weil* und *obwohl* die Nebensatzstellung bis vor etwa dreißig Jahren in der Schriftsprache die einzige richtige war, dass sich aber seitdem, zunächst mündlich, dann aber auch schriftlich, die Hauptsatzstellung ausbreitet – und er wird diese durchaus selber gebrauchen, wenn er seinem Satz die Markierung „wie man neuerdings sagt“ geben will; er spricht dann zwar eigentlich falsches, aber gutes Deutsch. Er weiß, dass das Perfektpartizip von *winken* bis ebenfalls vor etwa dreißig Jahren hochsprachlich einzig *gewinkt* hieß und *gewunken* zunächst ein Scherz war, eine Analogie zu *gestunken*, aber wenn die Sprachgemeinschaft heute auf *gewunken* besteht, wird er sich dem nicht widersetzen, warum auch, in der Sprachgeschichte hat es bei der Konjugation manchen Wechsel von stark nach schwach und umgekehrt gegeben, und per se ist keine Art besser oder schlechter. Er weiß, dass *nachfragen* eigentlich intransitiv ist, aber auch, dass es in der kaufmännischen Sprache immerzu transitiv gebraucht wird, und wird es dort ebenso machen. Es mag ihm sogar bewusst sein, dass der Jünger in der Matthäus-Passion „Ich kenne des Menschen nicht“ singt und die deutsche Sprache seit Jahrhunderten eine unaufhaltsame Tendenz zur Transitivierung zu haben scheint, wie es bei einer Sprache, die ihre Flexionsendungen verliert, auch nicht anders zu erwarten ist. Er wird dieser Tendenz selber aber nur zögernd nachgeben und *die zugestimmte Maßnahme, die stattgefundenen Veranstaltung, die verzichteten Pläne* oder *die geklagten Schmerzen* nicht sagen oder schreiben, ehe er sicher ist, dass dieser unorthodoxe Gebrauch einem mehrheitlichen Konsens entspricht und von seinem Publikum nicht mehrheitlich als falsch empfunden wird; bei *den verhandelten Tagesordnungspunkten* scheint dieser Punkt erreicht.

Er wird, wo das angebracht ist, seinen Ausdruck zu differenzieren und zu nuancieren suchen. Er wird sogar falsch sprechen, wenn es der richtigen Nuance dient. Umgekehrt wird er nur allzu Richtiges vermeiden, wo es durch inflationären Gebrauch sinnleer geworden ist. Er hat geradezu einen Horror vor den entwerteten Floskeln und Formeln der Politik: *vor Ort, im Vorfeld, ein Stück weit, ohne Alternative, verhärtete*

Fronten, aufeinander zugehen, davon ausgehen, keine Chance haben, mit uns nicht zu machen, den Standort voranbringen, den Menschen in den Mittelpunkt stellen, das sich drehende Personalkarussell, unter Druck geraten, angeschlagen sein, fordern und fördern, zukunftsfähige Strukturen schaffen, Verkrustungen aufbrechen, Eigenverantwortung übernehmen, hinkriegen ...

4 Besser als gut

Das bessere Deutsch ist das individuell nuanciertere Deutsch. Das Sprechen in vorgestanzten Phrasen ist schlechtes Deutsch, weil es gedankenlos wirkt und den Eindruck erweckt, die betreffenden Äußerungen hätten sich selbst produziert, unter Umgehung des Kopfes. Geplapper eben. So redet sich eine neoliberale Partei selber in Trance:

„Freiheit ist Verantwortung. Liberalismus will die größtmögliche Freiheit des Einzelnen. Die Freiheit des Einzelnen findet ihre Grenze an der Freiheit der anderen. Deshalb sind individuelle Freiheit und Verantwortung für sich selbst untrennbar. Je größer die Freiheit, desto größer die Verantwortung. Verantwortung ist das ethische Fundament der freien Bürgergesellschaft. Das Prinzip ‚Freiheit durch Verantwortung‘ begründet eine Bürgergesellschaft. Die liberale Bürgergesellschaft fordert und fördert die Übernahme von Verantwortung durch den Einzelnen. Liberalismus will Freiheit zur Verantwortung anstatt Freiheit von Verantwortung. Freiheit ist nicht Egoismus. Freiheit ist Verantwortung.“ (Aus einem Grundsatzpapier der FDP, www.fdp-bundesverband.de)

Das ist alles korrekt geschrieben, die Begriffe sind erhaben, die Sätze richtig konstruiert, sie haben einen gewissen rhetorischen Schwung, es steht ihnen sogar eine Art Gedankenschweiß auf der Stirn. Trotzdem wirken sie wie Maschinenfabrikate, und man möchte zurückfragen: Was denkt der wirklich? Was meint er wirklich? Denkt er nicht etwas ganz anderes als das, was er da herunterleiert?

Darum halte ich es für schlechtes Deutsch: Verlust der sprachlichen Selbstkontrolle, Deutsch ohne Sprachbewusstsein. Es ist auch rücksichtslos, eine Aufkündigung der berühmten Grice'schen Konversationsmaximen, die die Voraussetzung jedes sinnvollen Gesprächs bilden: Sei so informativ wie möglich und nicht informativer als nötig (Quantitätsmaxime). Sag nichts, was du selber für falsch hältst oder nicht belegen könntest (Qualitätsmaxime). Sei relevant: Sprich zur Sache (Relevanzmaxime). Sei deutlich: Sei nicht dunkel und nicht zweideutig, schweife nicht ab, ordne, was du zu sagen hast (Modalitätsmaxime).

Wörter und Wendungen sind keine Himmelsgaben, die von selbst kommen, bleiben, sich verändern oder wieder davongehen. Es sind menschliche Artefakte, von irgendetwem ausgedacht und aufge-

bracht, von anderen aufgenommen und verbreitet. Insofern lassen sie sich bei ihrer Einführung wie alle Artefakte unter den verschiedensten Aspekten kritisieren. Es ist nicht nötig, jede beschönigende Umschreibung, jedes Suggestivangebot, jede ungeschickte Neuprägung, jede falsche Übersetzung zu akzeptieren, nur weil sie sich heute mit elektronischer Geschwindigkeit verbreiten. Wer Sprachbewusstsein besitzt, wird sich in jedem Fall sein eigenes Urteil vorbehalten.

Er wird das von der Sprache erreichte Differenzierungsniveau auch nicht leichtfertig preisgeben. Bedeutungsverschiebungen und -verwischungen wird er skeptisch gegenüberstehen – Wörter wie *Kontrahent* (im alten Sinn von 'Vertragspartner') oder *Gemengelage* ('zerstückelte Lage') wären auch in Zukunft nützlich, und die Differenz zwischen *Ethik* und *Moral* ist erhaltenswert. Dass *scheinbar* und *anscheinend* nicht das Gleiche bedeuten, ist einer der alten Hüte der publizistischen Sprachkritik, über den sich ihre Kritiker aus der Linguistik weidlich mokiert haben. Trotzdem ist die Unterscheidung sinnvoll, und niemand muss sie sich ausreden lassen. Das gilt für alle die Evidenzialadverbien, die die Gewissheit einer Aussage jedes auf seine Art qualifizieren: *sicher, zweifellos, wohl, offenbar, augenscheinlich, angeblich, vorgeblich, vermutlich, mutmaßlich, vermeintlich, absichtlich, bewusst* ... Ihre spezifischen Bedeutungen sind heute stark verwischt. Es sind aber Wörter, auf die beim Hören wie beim Sprechen Verlass sein muss. Wer sie verwechselt, versteht falsch oder provoziert Missverständnisse; es kann sein, dass er unwillentlich falsch informiert oder verleumdet.

Ein ganzer Duden-Band, entstanden aus jahrzehntelanger Sprachberatung, also den Anfragen des Sprachvolks, gilt den grammatischen und lexikalischen Zweifelsfällen, und das nicht schulmeisterlich und autoritativ, sondern sozusagen plebisitär. Er hält den Sprachgebrauch fest, den die Mehrheit für den richtigen zu halten scheint, und gibt unverbindliche Ratschläge dort, wo keine Einhelligkeit herrscht – auf dem Gebiet der Grammatik sind es nur wenige, bekannte Problemzonen. Aber er hilft nicht bei der Frage, die jene, die überhaupt über ihre Sprache nachdenken, heutzutage mehr beschäftigt als alle anderen, auch mehr als jede Rechtschreibhysterie: Was tun angesichts des massiven Einstroms von Internationalismen, meist Anglizismen? Sich verweigern, weil sie jedenfalls kein Deutsch sind und damit nie und nimmer „gutes Deutsch“ ergeben können? Nachgeben, weil sie unsere verschnarchte alte Sprache munter aufmischen oder weil gegen sie sowieso kein Kraut gewachsen ist? Oder wäre das eine so falsch wie das andere? Was also tun angesichts solcher Sätze, wie man ihnen überall begegnet:

Endlich gibts ein webbasierendes Tool zum einfachen strukturieren von Ideen oder Projekten. Maps lassen sich nun sharen. Wenn mehrere User gleichzeitig eine Map editieren, springt die Anwendung in den Real-Time Brainstorming Modus.

Die Antwort dieses „publizistischen Sprachkritikers“ lautet: Es gibt kein Pauschalrezept. Jeder Einzelfall muss erwogen werden, mit Sprachbewusstsein und „kontextsensitiv“. Natürlich muss nicht jeder Einfall eines hastigen und inkompetenten Übersetzers, einer aufmerksamkeitsgeilen Marketingagentur gehorsam übernommen werden. Aber der deutsche Fremdwortbegriff, hinter dem eine illusionäre Vorstellung von sprachrassiger Reinheit steht, führt uns seit altersher in die Irre. Er stempelt auch Wörter, die hier seit Jahrhunderten zu Hause sind und sich gar nicht mehr wegdenken lassen, zu Fremden, gleichsam zu Asylanten, deren Abschiebefrist noch läuft. Wir sollten endlich einsehen, dass wir ein Einwanderungsland sind und schon immer waren. Aber sie müssen sich – grammatisch – integrieren lassen! Viel von dem crazyen trendyen downgeloadeten und geupdateten Material ist kaum integrierbar und müsste wieder geoutsourcet werden. Aber willkommen sind die neuen fremden Wörter und Wendungen dort, wo sie ausdrücken, wofür Deutsch bisher gar keinen Ausdruck hatte, oder keinen so klaren und knappen (*Scan, scannen*); wo sie eine semantische Nuance hereinbringen, die ihre Wörterbuchübersetzung nicht hat (*Team* ist eben nicht dasselbe wie *Mannschaft* oder *Belegschaft*); wo sie der semantischen Differenzierung und damit Bereicherung dienen (*Kid* ist nicht dasselbe wie *Kind*); und wo sie der Sprache eine gewisse globale Beweglichkeit verleihen – über die gleichen Gegenstände redet man international besser mit deckungsgleichen Begriffen und womöglich gar ähnlich lautenden Wörtern. Manche dieser Wortimporte sind so notwendig und nützlich, dass man sogar über ihre mangelnde Integrationseignung hinwegsehen muss.

Dass heute so viel katastrophal schlechtes Deutsch im Umlauf ist, hat Gründe. Gutes Deutsch ergibt sich nicht von allein. Es ist das Ergebnis einer sehr früh einsetzenden direkten und indirekten Spracheroziehung. Viel hören und lesen, viel selber sprechen und schreiben, und zwar ganze Sätze und Aufsätze und gelegentlich unter einem gewissen pädagogischen Druck, der Richtigkeit und Genauigkeit des Ausdrucks belohnt – anders ist gutes Deutsch nicht zu haben. Wo Eltern und Lehrer keinen Wert darauf legen oder gar nicht wissen, was das ist, muss man sich hinterher nicht wundern.